

# HERZ TÖNE



**DIAGNOSE? LIEBE ZUR MUSIK. AUFFALLEND VIELE ÄRZTE MUSIZIEREN IN IHRER FREIZEIT. DOCH WAS WAR ZUERST? DIE LIEBE ZUR MUSIK ODER ZUR MEDIZIN? EINE KLEINE ANNÄHERUNG.**

**A** **TEXT:** ANGELA PIETZSCH  
**FOTOS:** SEBASTIAN ZIMMER

In der Berliner Charité heißt der weltweit einzige Chor aus Psychiatern, Neurologen und Psychologen „The Singing Shrinks“, in Hamburg gibt es die Ärztebigband „Jazzkulap“, an der Helios Klinik Bad Saarow die Formation „Lila“ und musizierende Ärzte der Universität München nennen sich schlicht „Orchester der medizinischen Fakultäten der LMU und TU München“.

Woher kommt diese enge Verbindung zwischen Musik und Medizin? Sind Musiker die besseren Ärzte oder haben Mediziner ein besonderes Ohr für die Musik? Eine Studie dazu gibt es nicht – und sie sei kaum durchführbar, sagt Prof. Dr. Klaus Toyka. Der Direktor der Neurologischen Klinik und Poliklinik der Universität Würzburg kennt lediglich psychologische Ansätze, die in diese Richtung gehen: „Aber warum Musik und Medizin so gut zusammen gehen, werden wir erst in Zukunft erforschen.“

In seiner Besprechung des Buches „Music, Motor Control and the Brain“ beschreibt Toyka unter anderem die Fähigkeit, Noten zu lesen, bevor man sie spielt, sowie das Phänomen, motorische Programme abzuspulen, bevor man bestimmte Tasten greift. Allerdings lautet das Fazit des 64-Jährigen: „Die Forschung rund um die Beziehungen zwischen der grundlegenden Natur der Musik und speziellen Hirnfunktionen hat gerade erst begonnen.“

Dennoch, das Phänomen bleibt auffällig: Fast in jeder großen deutschen Stadt gibt es ein Ärzteorchester, seit 20 Jahren probt sogar ein Deutsches Ärzteorchester regelmäßig. Dessen zweiter Vorsitzender Dr. Michael Scheele sieht eine wesentliche Verbindung zwischen Musik und Medizin in der Einfühlbarkeit und in der Kommunikation. Diese

Eigenschaften hat der Geiger beim Musizieren gelernt – und setzt sie bei seiner Arbeit als Gynäkologe um. Ein positiver Nebeneffekt des Musizierens: „Ich kann beim Musizieren entspannen“, sagt Scheele.

Diesen Ausgleich genießt auch Prof. Dr. Gustav Steinhoff. Für den Direktor der Klinik und Poliklinik für Herzchirurgie an der Universität Rostock ist die „Musik eine große Hilfe, um Distanz zu Alltagsproblemen zu gewinnen“. Mit seinem Projekt „Jazz at Heart“ tut der Pianist außerdem Gutes: Mit der Sängerin Dr. Christina Jaschkowiak sammelt er mit CDs und Konzerten Geld für den „Bundesverband herzkranker Kinder“ und für „Ärzte ohne Grenzen“.

## LANGES TRAINING FORMT

Auch für den 50-Jährigen hat die emotionale Kommunikation eine große Bedeutung in der Musik – und in der Medizin. „Langes Training formt beim Musizieren ähnlich wie beim Sport“, sagt Steinhoff. Weitere Eigenschaften, die man lerne, seien Disziplin, Handfertigkeit und Improvisationsvermögen.

Letzteres ist für den Stil von „Jazzpirin“ besonders essentiell: Die Jazz-Formation aus Leipzig besteht aus acht Bandmitgliedern, von denen lediglich drei nicht aus der Medizin kommen. Der Kinderarzt Dr. Thomas Michael Kapellen (43) kam über die „gar nicht so elitäre“ Blasmusik zum Jazz und glaubt dennoch, dass viele Kollegen aus humanistischen Gründen ein Instrument spielen.

Sein Kollege Prof. Dr. Wolfgang Hirsch von der Klinik für Diagnostische und Interventionelle Radiologie der Universität Leipzig sieht das ähnlich: „Medizinstudenten kommen häufig aus kulturell geprägten Familien.“ Und da wird eben gerne musiziert. Hirsch: „Solche Menschen führen ein Leben, in dem viele Faktoren eine Rolle spielen. Der Beruf gilt da nicht als zentrales Thema.“



**DAS ROCKT**  
Christian Schaaf, Florian Stöckigt, Folkert Steinhagen, Tobias Niemann und Martin Steinmetz (v.l.) sind „Madeleine“.

Eine solche Verbindung ist auch Martin Steinmetz aufgefallen. Der Gitarrist und Sänger der Band „Madeleine“ ist Assistenzarzt in der Kardiologie der Universitätsklinik Bonn und hat festgestellt: „Es gibt viele Medizinerfamilien, in denen man automatisch zur Medizin kommt. In diesen Familien gehört es dazu, ein Instrument zu spielen.“ Ein weiterer Faktor, der Musiker zur Medizin bringt, ist das Miteinander: „Das größte Bindeglied ist die Kommunikation, die Art, menschlich miteinander umzugehen.“

Bei „Madeleine“ sind zwei weitere Mediziner an Bord, außerdem gehören ein Sportwissenschaftler und Pädagoge sowie ein Betriebswissenschaftler zum Ensemble. Diese Mischung deckt sich für Steinmetz (29) mit seinen Erfahrungen: „In anderen Bands gibt es nicht so viele Ärzte. Oft sind die Musiker gar keine Studenten.“

## IMPROVISIEREN TRAINIERT KREATIVITÄT

Bei „Madeleine“ war es dennoch die Medizin beziehungsweise der Arbeitsplatz Krankenhaus, welcher die Musiker zusammengeführt hat. Auch die „Mannheim Uroband“ hat sich im Sommer 1989 so gefunden, sagt Priv.-Doz. Dr. Jens Rassweiler: „Es war kein so großes Problem, die Band aus einer Klinik zusammen zu bringen.“ Ziel der Urologen: Mit ihren selbst geschriebenen Texten „für den Mann unangenehme Themen locker rüberbringen“. Das kam an: In den 90er Jahren folgten Auftritte bei Klinikfesten, Urologie-Kongressen und im TV bei Harald Schmidt, Stefan Raab und Jürgen von der Lippe.

Heute spielt Rassweiler (54) in einer weiteren Band auch mit Musikern aus anderen Berufen – ähnlich wie Prof. Dr. Manfred Stöhrer. Der Urologe aus Murnau ist Bandleader und Klarinettist der „Bavarian Jazz Cats“, die bei ihrer Gründung 1985 auch fast nur aus Medizinern bestanden. Inzwischen ist Stöhrer der einzige verbliebene Arzt, der es genießt, mit Profis zu spielen: „Die Improvisationen im Jazz trainieren die Kreativität. So ist man auch im Beruf ein Querdenker, der zu neuen Lösungen gelangt.“

Stöhrer kennt viele Mediziner, die musizieren – und fotografieren oder malen. „Mediziner haben oft einen hohen Emotionalquotienten“, sagt der 68-Jährige. „Wir sehen die Dinge von der menschlichen Seite und beschäftigen uns daher vielleicht eher mit der Kunst.“ Das bedeutet im Umkehrschluss: Arzt zu



## EINE FRAGE DER EMOTIONEN

Prof. Dr. Klaus Toyka übt täglich zwei Stunden Geige – meistens nach Mitternacht.

sein, setze ein hohes emotionales und soziales Engagement voraus – etwas, das man als Kind beim gemeinsamen Musizieren lerne.

Diese Emotionalität ist auch Prof. Dr. Klaus Toyka aufgefallen. Für den Würzburger Neurologen, der selbst im Duett mit einer professionellen Pianistin Geige spielt, ist die Musik eine „hochanspruchsvolle, wortfreie Betätigung“, die für einen bestmöglichen Ausgleich zum Beruf Sorge. Gleichzeitig stehe Musik für grenzenlose Emotionalität: „Man kann sich entfalten und fördert Kreativität, allgemeine Lern- und Aufnahmefähigkeit.“

Doch ob die Liebe zur Musik oder zur Medizin zuerst war? „Die Kausalitätsfrage ist nicht gelöst“, sagt Toyka. Bei Musikern und Ärzten gibt es wohl eine Art Grundemotionalität, die Begabung, sich in Dinge hineinzuknien, die Anerkennung bringen. „Doch ob Musik oder Medizin – schlussendlich dient alles zusammen dem Gesamtbild des Menschen.“

## LUST AUF MUSIK?

Mehr Informationen zu den Medizinern und ihrer Musik finden Sie unter:  
[www.neurologie-musik.de](http://www.neurologie-musik.de)  
[www.aerzteorchester.de](http://www.aerzteorchester.de)  
[www.jazzatheart.de](http://www.jazzatheart.de)  
[www.myspace.com/jazzpirinleipzig](http://www.myspace.com/jazzpirinleipzig)  
[www.madeleine-music.com](http://www.madeleine-music.com)  
[www.uroband.de](http://www.uroband.de)